

PK 475 m

Rekr M 0038



Gedächtnisrede.

gewidmet

dem Andenken der selig verstorbenen

Srau Marie Meyer
geb. Bindschedler

von

Hermann Rutter
Pfarrer am Neumünster Zürich





R. SCHMIDT

Zur Erinnerung

an

Frau Marie Meyer-Bindschedler

† 13. Februar 1912



Wir haben sie gehabt . . . ihr groß angelegtes, tiefes Wesen, die reiche Welt, die sie besaß, die Fragen alle, die ihr leidenschaftlich empfindendes Gemüt in sich bewegte, die Geheimnisse und Rätsel, die ihr sinnender Geist bekämpfte und bewunderte zugleich; der starke, zuversichtliche Glaube, der nach langer Nacht ihr Herz mit seinen süßen Strahlen übergossen, die Sehnsucht nach Ewigem, Göttlichem, die aus ihr leuchtete, — das alles, sowie viele köstliche Einzelheiten, die wir hier nicht erwähnen können, ist uns eine tägliche Hülfe im eigenen Ringen, eine mächtige Förderung unseres inneren Lebens gewesen. In ihrer Gesellschaft ist es uns immer wieder spürbar geworden, daß der Mensch der Sehnsucht seine Umgebung mit sich emporzieht, und daß es nur die ewigen Fragen sind, die das Menschenherz dauernd zu füllen vermögen.

Und jetzt? — Müssen wir uns von ihr trennen? Bleibt uns nichts anderes als die konventionelle Pflicht, uns um ihren Sarg zu versammeln, eine zeremonielle Abdankefeier über uns ergehen zu lassen, ein paar gutgemeinte Trostesworte teilnehmender Menschen entgegenzunehmen? Nichts anderes mehr als die ebenso ohnmächtige wie leidenschaftliche Erinnerung, die umsonst Brücken baut über den

gähnenden Abgrund, der Gegenwart und Vergangenheit auseinander hält, das trügerische Gedächtnis, das sich durch den Grabstein an die gemahnen lassen muß, deren Bild ihm immer sicherer verblaßt? Sollen wir noch einmal mit dankendem, bewegtem Herzen — zum letzten Mal — uns vergegenwärtigen, was die teure Dahingegangene uns gewesen ist — um dann in die alte gedankenlose Gewohnheit des Lebens zurückzusinken?

Wie trostlos wäre das! Wie furchtbar ist dieses unvermeidliche „dann“, von dem wir soeben gesprochen! Daß es die Macht haben soll, uns abzustumpfen, uns durch die kleinen täglichen Aufgaben, Pflichten und Routinen der Liebe zu entfremden, die gerade beim Abschied von geliebten Angehörigen aus verborgenem Grunde so mächtig und heiß emporgequollen, uns gewöhnlich zu machen und dahinzutreiben auf dem ausgetretenen Geleise! Soll es wahr sein, daß die ewigen Fragen, die jedes Sterben in unsern Herzen weckt, den Nichtigkeiten des Alltags immer wieder zum Opfer fallen, der Abendröte gleich, die von der untergehenden Sonne noch für ein paar Augenblicke dem grauen Abendhimmel abgelockt wird? — O Menschenleben! Man lacht, man weint, man irrt, strebt und schafft, man glüht in Freude und zittert im Schmerze, es wechselt alles, es vergeht alles. Bleibend ist nur die Härte des ehernen Geschickes, das ohne Mitgefühl jedem seinen Weg vorschreibt, stumm gegen alle Fragen, die wir im Namen einer vermeintlichen Gerechtigkeit an dasselbe richten. Und über dieser Härte baut sich der verzweifelte Mensch lustige Gedankenbrücken, die ihn hinüberführen sollen in ein himmlisches Reich der Freiheit und der Liebe, nebelhafte Ideale, deren ohnmächtige Gestalten umsonst aufwärts weisen. Denn gewiß ist nur der Tod. Nur eines ist ganz sicher: daß all das bunte Leben, dessen vielgestaltiger Reiz noch eben unser

Auge erquicket, von der unerbittlichen Hand des Todes zu Boden, unter einen kalten Grabstein gestampft wird.

Aber noch einmal, liebe Freunde, ist das wahr? Kann das wahr sein? O laßt mich diese Frage, unter der die teure Dahingeshiedene oft so qualvoll gelitten, wie das letzte, kostbarste Vermächtnis ihrer Liebe mit wenigen Worten noch einmal berühren.

Ja, es scheint so: unbegreiflich hart lastet das Dasein auf unsern Schultern. Jeden Augenblick kann die innere Empörung unseres verborgenen Geisteslebens in hellen Flammen zum Ausbruch gelangen. Rings umgeben uns ja auf Schritt und Tritt im eigenen Leben und im Leben unserer Mitmenschen die Beweise jener ebenso grausamen wie übermächtigen Ungerechtigkeit, die mit uns spielt. Und, solange wir noch jugendliche Kraft in unsern Adern spüren, werfen wir uns mit stets erneuter Entschlossenheit diesem blind waltenden Geschick entgegen, überzeugt, daß es uns und dem guten Recht unserer Sache schließlich doch weichen müsse. Aber wenn wir älter und müder werden, dann geschieht etwas, das ärger ist als jedes Geschick, etwas, das wir selbst tun: wir fallen von uns selbst ab und fangen an mit der Ungerechtigkeit des Geschickes zu unterhandeln. Wir begehen den entsetzlichsten Betrug, den es gibt: wir betrügen uns selbst und geben uns der Unvernunft preis, in deren Verurteilung wir sonst unsere eigene Daseinsberechtigung, die Würde unseres Lebens erkennt. Wir schicken uns in das sogenannte Unvermeidliche, ja, wir fangen an, seine unbegreiflichen Härten zu entschuldigen. Wir finden nun vernünftig, was nie vernünftig sein kann, und bieten unsern listigen Scharfsinn auf, um das Dasein durch den Nachweis angeblicher Gesetze zu legitimieren; und unsere Wissenschaft weiß mit siegender Kunst das zu rechtfertigen, was sich selbst nicht zu rechtfertigen begehrt: das Böse.

Nun panzern wir uns mit eben derselben Eisenkruste, die wir in den menschlicheren Jahren unseres Lebens zu zerbrechen gesucht, gegen unsere eigene, bessere Einsicht, unsere eigenen, aus der Tiefe wahrster Empfindung geborenen Gedanken und Überzeugungen. Und schließlich sinken die meisten von uns in das Gemeine hinab, das ihnen alles Denken, alles Suchen, alle Sehnsucht durch seine Schlechtigkeit erspart, sie vor allem Guten, das noch etwa an sie herantreten möchte, durch seinen unerschöpflichen Vorrat an Stumpfsein beschützt. Das Gemeine ist ihre Welt geworden. Kein Wunder, daß sie eine andere Welt gar nicht mehr zu begreifen vermögen. —

Über war uns nicht eben das am köstlichsten und wertvollsten im Zusammenleben mit der lieben Dahingeshiedenen, daß sie trotz aller schweren Anfechtungen, die auf sie einstürmten, sich von diesem geschilderten Selbstbetrug freier und freier zu halten verstanden? War nicht eben das für uns alle der Ertrag ihrer erschütternden Kämpfe, daß sie bis zum letzten Atemzug sich nicht zu schicken vermochte in des Daseins vernunftlose Härten? Sie hat dieselben auch empfunden, tiefer und schmerzlicher als die, welche nach kurzer, oberflächlicher Erfahrung sich schon für berechtigt halten, Gott zu lästern. Sie hat sie mutvoll zu ihrem heißempfindenden Gemüte sprechen lassen und ist daran fast zerbrochen — aber durch verzweifelte Kämpfe hindurch hat sie sich zu der herrlichen und unerschütterlichen Gewißheit hindurchgerungen, daß ein Gott, ein lebendiger Gott ist, trotz allem Übel, daß es einen Sieg gibt über alle Härten des Daseins, daß Gott in unsere Herzen Kräfte gelegt hat, die sich gerade im Kampf mit dem Bösen zu immer größerer Gewißheit und Sicherheit im Guten entwickeln. Das Gute ist da. Wir müssen es nur wollen. Menschenwille und Gutes sind ein und das-

selbe. Mensch sein heißt gut sein. Das Böse umgibt uns und schließt uns in seine Kerkermauern ein, das Gute lebt in uns selbst. Diese ganze, ebenso lügenhafte wie übermächtige Welt des Bösen, in der wir seufzen, hat nur darin ihren Grund, daß wir uns selbst verleugnen, von uns selbst abfallen. Aus der Lüge gegen uns selbst schaffen wir alle Lügengebilde um uns her. Nicht in Gott, nein, in uns liegt die Ursache des Verderbens. Würden wir zu uns selbst kommen, würden wir die großen, ewigen Kräfte, die wir in uns tragen, Kräfte des unbedingten Glaubens an das Gute, Kräfte der alles hoffenden und überwindenden Liebe, Kräfte absoluter Empörung gegen jegliche Gestalt des Bösen — würden wir sie zur vollen Entwicklung bringen, würden wir zu Ende glauben, hoffen, lieben, so würden wir die neue Welt verwirklichen, die wir jetzt in unserer hoffnungslosen Resignation nur wie ein ätherisches Traumgebilde an unseren Augen vorüberziehen sehen.

Kräfte der Empörung sagen wir. Sind nicht sie es, die uns gerade jetzt erfüllen und unserer gegenwärtigen gemeinsamen Stunde Sinn und Verstand verleihen? Warum anders wären wir denn hier, wenn wir uns nicht im Innersten auflehnten gegen die Eitelkeit und Torheit unseres Daseins, gegen die blind waltende Brutalität des Todes, der alles immer wieder in seinen unersättlichen Schlund hinabreißt, der uns das Liebste raubt, als hätten wir kein Recht auf dasselbe, der das in seine Nacht begräbt, was gar nicht sterben zu können scheint, die Seele voll reiner Empfindung, barmherzigen Mitgeföhles, edelster Gesinnung, um die wir heute trauern? Wir wollen Gewißheit haben, ob die unvergänglichen Werte auch in einer Unvergänglichkeit wurzeln. Und warum wollen wir diese scheinbar doch so aussichtslose Gewißheit, warum em-

pören wir uns gegen die furchtbare Ungewißheit, in der wir leben? Wenn wir nur Gebilde der Vergänglichkeit sind, wenn die Eitelkeit unser Wesen ausmacht, wenn der Tod das letzte, alles durchdringende Gesetz unseres Daseins darstellt, woher kommt uns denn dieser Widerstand, die Tränen, die wir bei jedem neuen Grabe vergießen? Freuen vielmehr sollten wir uns ja, wenn eines nach dem andern seine Bestimmung erfüllt und nichts wird. Und ist der Umstand, daß wir diese Zumutung unseres logischen Verstandes im tiefsten verletzt von uns weisen, nicht der Beweis unserer höheren Abstammung und Bestimmung? Wir werfen Gott unser Schicksal vor — müssen wir nicht einsehen, daß wir uns hier töricht vergreifen, daß das Göttliche selbst in uns sich gegen die sinnlosen Brutalitäten dieses Schicksals empört; wird es uns nicht gerade in unserem Widerstande gegen die sichtbare Welt klar, daß wir, wie der Apostel Paulus sagt, „göttlichen Geschlechtes“ sind? Wir klagen, seufzen, wir leiden und können uns nicht mehr, als nur vorübergehend, ins Unvermeidliche schicken, weil wir eine andere Welt als die gemeine, äußerliche unsere Heimat nennen, die Welt des ewigen Lebens, die Welt, die uns in Jesus Christus wieder geschenkt ward.

Jesus! Was ist er? Ist er das, was menschlicher Unverstand, frommer Fanatismus aus ihm gemacht? Der Mittelpunkt einer für immer unverständlichen Dogmatik, eines mechanischen Kultus, das Geheimnis und Rätsel einer christlichen Kirche, einer Priesterweisheit? O, sieh ihn an, wie er dir aus den schlichten Blättern des Evangeliums entgegenleuchtet — ist diese Gestalt in ihrer vollendeten Einfachheit und Tiefe zugleich, aus der die Liebe selbst zu dir spricht, nicht die Erfüllung alles dessen, was du in den lichtesten Stunden deines Lebens herzinniglich ersehnt, aber nie wirklich zu glauben gewagt? Stehen hier nicht alle

deine großen Ideale vor dir, nicht mehr als bloße Ideale, sondern als Realität? Ist das „Unbeschreibliche“ hier nicht „getan“? Ergreifst du bei Jesus nicht die Welt, die du ohne ihn nur geträumt? Ist Jesus nicht dein eigenes Erwachen für eine neue unvergängliche, für deine und unser aller wahre Wirklichkeit? Ist es nicht, als wären hier alle verborgenen Geistestiefen unseres Innenlebens Fleisch und Blut geworden, und erkennen wir nicht in seinem Bilde das große Gesetz unserer Menschheitserlösung: daß alle Innerlichkeit ans Licht kommen muß, durchbrechend die Krusten des äußerlichen Lebens, zu einer Herrschaft gelangend, über die der Tod keine Macht mehr hat? Wie Jesus durch Leiden und Sterben zur Auferstehung und zum Leben hindurchgebrochen ist. Und mögen wir diese Botschaft verstehen oder nicht — ist sie uns nicht immer wieder notwendig, müssen wir nicht stets aufs neue auf sie hinhorchen? Kann sie, einmal erklingen, wieder vergehen inmitten einer Menschheit, die in der Sehnsucht nach Leben ihr eigenes eigentliches Wesen erkannt hat?

Das ist die Frage, welche die teure Dahingegangene uns hinterläßt. Sie war ihrer Beantwortung gewiß, denn sie war zur Gewißheit des Lebens hindurchgedrungen. Jesus war ihr Leben. Verborgen vor den Augen des oberflächlichen Zuschauers, aber offenbar allen, die sie einen Blick in ihr Inneres tun ließ. Der oberflächliche Zuschauer, der ihre Schmerzen und Nöte sah, mochte wohl der Ansicht sein, der Träger eines so zuversichtlich ausgesprochenen Glaubens müsse wunderbar über aller Hindernisse und Schrecken dieser Welt hinweggetragen werden, wenn die Echtheit des Glaubens keinem Zweifel unterliegen solle — gerade wie die ersten oberflächlichen Beschauer des neuen Lebens in Jesus Christus an ihn die Zumutung stellten, ein Zeichen vom Himmel zu tun, damit sie ihm

glaubten. Die Welt möchte immer nur Zeichen und Wunder sehen, weil sie den Weg sich zu gehen scheut, der zu den wahren Wundern führt: den Weg des Leidens. Durch Leiden wurde der Herr der Herrlichkeit vollendet. Durch Leiden werden es auch seine Jünger. Es gibt kein anderes Dokument des wahren Lebens als der stille, ununterbrochene Leidenskampf. „Denn wir sind noch nicht, was wir sein werden.“ Wer es nicht versteht, soll es auch nicht verstehen.

Aus diesem Kampf allein bricht die weltüberwindende Gewißheit des ewigen Lebens hervor: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Wir danken Gott, der uns den Sieg gegeben hat in Jesu Christo, unserm Herrn“. Es gibt kein Sterben mehr. Wir leben — das war der teuren Dahingeshiedenen Kraft und Seligkeit. Das ist's, was uns allen bestimmt ist. Denn unser Herr spricht: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“

